

**Michael Perry**

**485 Seelen und ein Rettungssanitäter**

**übersetzt von Alexander Kogge**

**272 Seiten, Hardcover, 22 Euro**

**ISBN 3-933974-77-1**

**© axel dielmann – verlag Frankfurt am Main, 2005**

[www.dielmann-verlag.de](http://www.dielmann-verlag.de)

Auszug aus Kapitel 1: Jaboskis Ecke

Es war nie mein Traum, Feuerwehrmann zu werden oder mit Getöse im Rettungswagen durch die Gegend zu fahren. Es fing damit an, daß ich nach Abschluß der Pflegeschule ziemlich frustriert war. Frisch ausgestattet mit einem Diplom der Krankenpflege und den Kopf voll mit ganzheitlichen Behandlungstheorien und Einzelfallbeispielen, konnte ich im Handumdrehen einen Katheter setzen, aber ich hätte kein Unfallopfer aus einem zerdellten Yugo ziehen oder einen Ellenbogen wieder einrenken können. Mein erster Pflegejob war bei einem Chirurgen in Rice Lake, Wisconsin. Nachdem ich dorthin umgezogen war, schrieb ich mich ein für einen 115-stündigen Kurs für technische Notarzhelfer und erhielt anschließend das staatlich anerkannte Diplom. Dann trat ich einen neuen Job an in Eau Claire, Wisconsin, und arbeitete nebenher für einen privaten Rettungsdienst vor Ort. Unser Einsatzgebiet war die Stadt und ein Großteil des Umlands einschließlich eines langen Straßenabschnitts der I-94. Als ich an meinem ersten Arbeitstag erschien, war die Frühschicht gerade zu einem schlimmen Unfall auf der Bundesstraße ausgerückt. Ein Transporter war ungebremst auf einen Sattelschlepper aufgefahren. Als der Trupp schließlich zurückkam, schaute der Einsatzleiter mich in meiner neuen Uniform von oben bis unten an und sagte: „Wir waren gerade draußen, um einen *Ohsch* zusammen klauben.“ *Langes oh, kurzes sch.*

„Einen *Ohsch*?“

„Einen *Ohsch*“, wiederholte er. „Der Transporter hat nur zwei Meter Bremsspur hinterlassen.“ *Ich verstand immer noch nicht. Der altgediente Rettungssanitäter kicherte.* „Ein *Ohsch* ist einer, der in der letzten Sekunde aufschaut, noch die Rückseite des Lasters sieht und *Oh Scheiße! brüllen will, aber bis zum Aufprall nur noch Ohsch* schafft ...!“

Innerhalb eines Jahres hatte ich mehr als zweihundert Einsätze hinter mir. Dann konnte ich die Geschichte mit dem *Ohsch* Neulingen beibringen. *Über fünf Jahre habe ich dort Teilzeit gearbeitet. Nach meiner Rückkehr nach New Auburn schien es nur logisch, auch weiterhin irgend etwas mit Rettungsdiensten zu tun zu haben. Schon lang kann ich mich über so etwas wie den Ohsch nicht mehr aufregen.*

[...]

Beim Anblick des Mädchens heute auf dem Asphalt verfliegt all der angestaubte Zynismus

des altgedienten Sanitäters, denn sie ist so zerbrechlich, so verängstigt, bei vollem Bewußtsein, und vor allem ist sie eine von uns. Als wir so um sie herum hockten, waren wir Feuerwehrmänner, Ersthelfer und Sanitäter, aber auch Nachbarn, Schulkameraden und Verwandte. Auch wenn sie nicht überlebt, werde ich ihre Eltern noch oft irgendwo in der Stadt treffen. So kommt es meistens. Als wir letztes Jahr zu einem Herzinfarkt gerufen wurden, kamen wir zu spät, die Frau war anscheinend schon tot. Noch nicht lang, aber doch zu lang. Die Tochter, ein Teenager, blickte uns unter Tränen erwartungsvoll an, aber wir konnten wirklich nichts mehr tun. Ein Wochenende später saß ich an einem Klappstisch vor der Tankstelle und verkaufte Lose für unsere Feuerwehr-Tombola, da fuhr sie mit einer Freundin vor. Ich mußte ihr also in die Augen schauen und sie fragen, wie es ihr gehe. Beim Tode ihrer Mutter hatte ich kein Wort herausgebracht und nun saß ich da und verkaufte für zwei Dollar die Chance auf eine Reise nach Orlando, einen Bierkühler, ein Jagdgewehr oder ein Viererpack Warmhaltetassen vom Wisconsin-Football-Club. Wir plaudern das Übliche. Wie uns jedes einzelne verkaufte Los Geld für wichtige Anschaffungen einbringt, mit deren Hilfe wir unseren Dienst an der Allgemeinheit noch verbessern können. Dieses Blabla bekommt eine ganz andere Bedeutung gegenüber der Tochter eines Menschen, den zu retten man unfähig war. Ein andermal fuhren mein Bruder und ich mit dem Rettungswagen ans Ende einer langen Seitenstraße zu einer Frau, die einen Schlaganfall erlitten hatte. Ihre erwachsene Enkeltochter begleitet uns ins Krankenhaus. Drei Tage später stand ich ihr beim Verlassen der Saftbar plötzlich Auge in Auge gegenüber, sie elegant in einem dezenten schwarzen Kleid. Ich erkundigte mich nach ihrer Großmutter.

„Wir kommen gerade von der Beerdigung“, sagte die Frau. Aber sie war freundlich und lobte meinen Bruder und mich sogar für den sanften Umgang mit ihrer Großmutter und das taktvolle Verhalten ihrer Familie gegenüber.

Das junge Mädchen liegt dort auf der Straße, weil es zu schnell oder in zu weitem Bogen in die Kurve gefahren ist oder beides, jedenfalls hat sie dann übersteuert und anstatt über die Böschung zu fliegen, schoß das Auto über die Mittellinie, kam ins Schleudern, überschlug sich und kam erst zum Stehen unter den Kiefern auf der Innenseite der Kurve, deren Verlauf nicht unserer Intuition entsprechen will. Irgendwann während des Unfalls ist sie erst aus dem Wagen geschleudert worden und dann darunter geraten. Spuren sind auf der ganzen Straße zu sehen.

Ich kann mich noch erinnern, wie ich mit dem Löschwagen heranfuhr und ihn bei Jabowskis Haus abstellte. Wally, neu bei der Feuerwehr, war mein Beifahrer gewesen und übernahm weiter hinten das Regeln des Verkehrs. Ich sehe mich noch bergab auf die Menschenansammlung zustapfen mit meinem blauen Erste-Hilfe-Koffer. Die Feuerschutzhosen schlackerten um meine Beine und der Eisenbeschlag meiner stahlbekappten Gummistiefel schlug hart auf den Asphalt. Ich sehe die Ansammlung von Helfern und ich sehe den Einsatzleiter auf dem Pflaster stehen, die Menschen und den Verkehr lenken, und wie er mit der Antenne seines Funkgerätes durch die Luft fuchtelt wie ein Dirigent mit seinem Taktstock. Meine Mutter hatte den Erste-Hilfe-Kurs mit mir zusammen besucht und sie und meine Schwester sind auch da. Meine Schwester wird nach dem Sommer in die Oberschule kommen. Sie wollte sich gerade für einen Junggesellinnenabschied fertig machen, als der Notruf einging. Aber sie kam mit uns, um meiner Mutter zur Hand zu gehen. Als sie dort auf die Straße herabschaute, erkannte sie das Mädchen auf dem Pflaster. Tracy Rimes ist zwar ein Jahr älter als meine Schwester und beginnt bald ihr letztes Jahr, aber sie saßen öfter im selben Aufenthaltsraum und unterhielten sich. Mit drei Rettungssanitätern in der Familie mußte sie bei vielen Übungen das „Opfer“ spielen und als sie Tracys Kopf in der richtigen Position halten sollte, wußte sie Bescheid. Während Mutter das Sauerstoffgerät auspackte und die Beatmungsmaske anlegte, redete

meine Schwester mit Tracy und diese antwortete. Erst später dann am Abend staune ich sehr über die Robustheit meine Schwester. Als ich daheim ausgezogen war, war sie noch ein Kleinkind gewesen. Und jetzt sieht sie zwar mitgenommen aus, aber ruhig. Es ist eine Bewährungsprobe, aus der sie gestärkt hervorgeht.

Es ist so viel zu tun. Ich helfe meiner Schwester und unsere Hände berühren sich, während wir Tracys Kopf vorsichtig abstützen. Von nun an kann ich überschauen, was auf uns zu kommt und was zu tun ist. Mir wird klar, wie schwer Tracys rechtes Bein verletzt ist. Der Oberschenkelknochen ist gebrochen. Das ist sehr gefährlich; allein daran kann man verbluten. Die Blutungen sind allesamt innerlich, in die Muskelzwischenräume hinein. Kompartimentblutung nennt man das. Sie hat noch andere Verletzungen. Nach einem kurzen Blick ruft der Truppführer den Rettungshubschrauber. Auch wenn er noch so raste, ein Krankenwagen bräuchte fast eine Dreiviertelstunde bis zur nächsten Unfallklinik. Immer und immer wieder hört man in der Ausbildung zum Rettungssanitäter den Begriff „Goldene Stunde“, in der die Überlebenschancen eines Schwerverletzten rapide abnehmen, wenn er nicht innerhalb von sechzig Minuten ärztliche Behandlung bekommt. Bis zum Eintreffen eines Rettungswagens sind fünfzehn bis zwanzig davon bereits vergangen. Also startet fünfzig Kilometer entfernt ein Helicopter und macht sich auf den Weg zu uns.

[...]

Wir haben sie nun auf eine Plastiktrage geschnallt, fertig verpackt für den Hubschrauber. Nun ist kurz Zeit zum Überlegen. Wir prüfen fortwährend ihre Lebenszeichen wie Blutdruck, Puls, Atmung und leuchten ihr in die Augen, ob die Pupillen noch reagieren. Wir fragen uns gegenseitig, ob wir irgend etwas vergessen haben. Prüfen noch einmal die Schiene, die Gurte, wieder und wieder den Sauerstoffvorrat im Behälter, holen vorsichtshalber noch einen. Tracys Atmung wird schwächer. Alle schauen immer wieder verstohlen zum Himmel, ob der Hubschrauber nicht endlich käme. Da kniet ein Mann neben der Schulter des Mädchens und spricht eindringlich mit ihr. Sein Gesicht ist angstverzerrt. Sie streckt die Hand nach ihm aus. Er ist ihr Vater. „Ich liebe dich, Tracy“, sagt er. „Du mußt durchhalten.“

Plötzlich erscheint der Hubschrauber über den Wipfeln eines Kiefernwäldchens. Er nähert sich mit Donnern, eine stahlblaue Libelle, die sich erst dreht, dann in der Luft schwebt, bevor sie in einer Staubwolke auf der Mittellinie landet.

Zwei Flugsanitäter verlassen den Hubschrauber in gebückter Haltung und rennen mit ihrer Ausrüstung zu uns. Die Sanitäterin wirft atemlos einen Blick auf das Mädchen und sagt erbleichend: „Wir brauchen eine Brustrohre.“ Hervorgeholt werden Jod, Tupfer, Zange, Schläuche und eine erschreckend große Nadel. In Sekundenschnelle setzt sie die Nadel zwischen Tracys Rippen. Luft entweicht und fast unmittelbar verbessern sich Atmung und Gesichtsfarbe des Mädchens. Ein paar andere Notwendigkeiten sind schnell eingerichtet – intravenöse Versorgung, Überwachung der Lebenszeichen –, dann schieben wir die Trage in gebückter Haltung in den lärmenden Hubschrauber. Mit den Händen schützen wir unsere Augen vor dem Luftwirbel und treten zurück, als der Helicopter startet, sich in Fahrtrichtung neigt und über den Baumwipfeln verschwindet. Der Chef übergibt die Einsatzleitung an den Zugführer und beeilt sich, den Vater ins Krankenhaus zu fahren. Früher einmal war der Vater Wehrführer bei uns. Die beiden haben einiges zusammen erlebt.

Später auf meinem Weg zurück zum Löschwagen mache ich mir Gedanken über den Einsatz. Es lief wie nach Lehrbuch. Wir haben alles richtig gemacht. Wir haben uns gegenseitig Mut zugesprochen in der Verwirrung, den Befürchtungen und all dem Chaos. Wenn wir auch nicht viel tun konnten, so haben wir doch immerhin nichts falsch gemacht.

Oben auf dem Hügel wartete eine lange Autoschlange. Aus einem Wagen sprang plötzlich eine Frau und rief meinen Namen. Sie kam zu mir gerannt und umarmte mich. Es war eine ehemalige Freundin aus der Oberschulzeit. Jahrelang hatte ich sie nicht gesehen. Es war etwas ganz Besonderes, dort im verschwitzten T-Shirt und Arbeitshosen zu stehen, von einer so schönen Frau umarmt zu werden und mich dabei an ihre Pfefferminzküsse im Basketball-Mannschaftsbus an unserem ersten Abend zu erinnern. Nachdem wir uns verabschiedet hatten, fragte ich mich, ob das Rohr in schmerzbringender Genitalhöhe wohl immer noch hinter Jabowskis Haus aus dem Boden ragte. Mir wurde langsam klar, daß diese freiwillige Feuerwehr eine Möglichkeit darstellte, in die Vergangenheit zurück zu kehren, den Ort neu zu erkunden, den ich zehn Jahre zuvor verlassen hatte, und sich meinen Ortssinn Unglück für Unglück wieder einstellte. Ich erkannte, daß der Feuerwehrdienst ein Privileg ist, eine Möglichkeit, mich in die Gegebenheiten des Ortes wieder einzugliedern. Was wir heute erlebt hatten, war eine Tragödie, aber unsere ganz eigene, und wir haben sie nicht nur als unbeteiligte Zuschauer erlebt, sondern als Freunde und Nachbarn. Ich bin eigentlich kein Optimist, aber an diesem Tag fühlte ich mich gut, als ich meinen Feuerwehrwagen zurück in eine kleine Stadt fuhr, die aus der Erinnerung wieder auftauchte, durch eine Landschaft, deren Anblick ich zutiefst verinnerlicht habe. Sich daheim fühlen, das ist etwas Seltenes und Wertvolles, und an diesem Tag begann ich mich wieder daheim zu fühlen.